

Leseprobe
Clara Ratzka
Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort
von
Jutta Balster

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 22



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Museum für Westfälische
Literatur Haus Nottbeck
von Walter Gödden

Band 22

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über [<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und
alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile
desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in
anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige
schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2011 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-89528-809-8
Redaktion: Caroline Kögler, Rebecca Mansfeld
Umschlaggestaltung: AWARD Associates, Münster
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany



Clara Ratzka (1927)

* 4. September 1872 in Hamm
† 3. November 1928 in Berlin

Inhalt

Kindheit

- Aus *Erinnerungen an meine Schwester Clara* von Fritz Ernst (1930) 9
- Als ich ein Kind war 10
- Ferien auf dem Lande 11

Jugend

- Rückblick auf die Jugend 16

Die Schriftstellerin

- Dalmatien. Aus dem Roman *Blaue Adria* (1916) 18
- Aus einem Brief von Erna Hüster (undatiert) 31
- Aus dem Roman *Die Gasse* (1918) 32
- Das alte Münster. Aus dem Roman *Familie Brake* (1919) 51
- Briefe an Stadtarchivar Eduard Schulte (1919) 101
- Westfalen. Aus dem Roman *Frau Doldersum und ihre Töchter* (1921) 105
- Aus Briefen von Helene Ernst (1922) 108
- Als wir Deutschland verließen (1923) 112
- Londoner Skizzen (1923-1926)
 - London wird umgebaut 117
 - Nach elf Uhr abends 120
 - Englisches Heim 122
- Reiseberichte aus aller Welt für den „Berliner Lokalanzeiger“ 1927-1928
 - Das auferstandene Palästina 128
 - Indien – Dehli und Benares 133
 - Honolulu 139
- Abschied (1928) 144

Ausklang

- Selbstbiographie (1922) 145
- Nachruf von Elisabeth Altmann-Gottheimer (1929) 147

Nachwort	149
Textnachweise	154
Abbildungsnachweise	155
Bibliografie	155

Kindheit

Aus Erinnerungen an meine Schwester Clara von
Fritz Ernst (1930)

Meine Schwester Clara war ein lebhaftes, geradezu waghalsiges Kind, das keine mädchenhafte Angst kannte und manchen Jungen ihres Alters, der ihr etwas zu Leide getan hatte, nach allen Regeln der Kunst verprügelt hat. Ihr älterer Bruder Job (Josef), der ein kräftiger Kerl, nach Sprache und Manieren überhaupt ein rechter, echter Junge war, eignete sich für wilde, jugenhafte Spiele besonders gut zu ihrem Gefährten. Sie hatte aber auch stille Stunden, und in ihnen ließ sie ihre Phantasie spazieren gehen, denn ihre Erfindungsgabe war damals schon außerordentlich entwickelt. Ihr Publikum war meine Wenigkeit, denn ich war noch so klein, dass ich ihre fabelhaften Erlebnisse, die sie mir in den glühendsten Farben schilderte, Wort für Wort glaubte. Aus ihrer Puppe Arthur, die zu jedem Weihnachtsfest in neuer Gestalt auftauchte, wurde dann ein lebendiger kleiner Walther, der die fabelhaftesten Schicksale erlebte. Wenn sie kam, mir etwas von W-a-l zu erzählen, wie sie den Namen geheimnisvoll abkürzte, wusste ich, dass ich die märchenhaftesten Dinge zu hören bekam. Für einen Dichter muss so ein Publikum eine herrliche Gabe sein, und Clara ist mir dafür auch, so scheint mir, ihr Leben lang dankbar gewesen, denn wir haben uns immer besonders nahe gestanden. Aus dem Leben von uns fünf Kindern in Münster findet sich manches in den „Sieben und ihr Weg“. In dem Roman ist aber selbstverständlich Dichtung und Wahrheit so gemischt, dass die wahren Züge und Begebenheiten nur herausfindet, wer sie selbst erlebt hat.

Als ich ein Kind war

Als ich ein Kind war, mein Geliebter,
Träumte niemand so selig wie ich,
lebte niemand so wild und fröhlich,
weinte niemand so bitterlich.

Nun ich ein Weib bin, du mein Geliebter,
küsst dich niemand so heiß wie ich,
liebt dich niemand so unermesslich,
grämt sich niemand so bitterlich.

Das alte Münster Aus dem Roman *Familie Brake* (1919)

„Sättken, wat is denn los? Nu man sachte, sachte.“ Der Metzgergeselle Willem Heese hielt mit dem einen Arme seine Mulde geschultert, den andern breitete er vor einem fixen, drallen Mädchen aus, das spornstreichs die Wankelgasse heruntergelaufen kam.

„Hachott, Willern, lat doch den Snak, ik mot to de Bahne, ik mot rennen!“ Sie versuchte, in der engen Gasse neben ihm herzuschlüpfen, aber er vertrat ihr den Weg.

„Rennen musste, du lecker Wichtken? Nu kik äs an.“ Er fasste ihr Kinn.

„Nee, nee, Willem. Wat biste forn unwiesen Kerl. Morgen is doch de graute Dag. De ganzen Brakes kommen, un alle, die Familie an uns sind. Ik mot to de Bahne.“ Sie bekam einen roten Kopf vor Ärger und Aufregung.

Drei Tage lang hatte ihr jeder im Hause Aufträge gegeben: die Frau Kreisrichter, Truta, die Köchin, der alte Öing – das konnte einem wirklich einmal durcheinander laufen.

Es gab niemand im Hause des Kreisrichters Brake, der mehr Gewalt hatte als Truta.

Sie war das Kindermädchen der jungen Frau Brake gewesen und war mit ihr in die Ehe hineingegangen. Sie hatte Brakes vier Kinder betreut und das Letzte voriges Jahr zur Schule gebracht. Und dann kam noch der kleine Dietz, der nun, die Fäustchen über dem Kopf, draußen auf dem Rasen in seinem Himmelbett lag und schlief.

Seine Schwestern Monika und Ella saßen in der Laube und machten hastig ihre Schularbeiten; die Älteste, die vierzehnjährige Hedwig, war zum Bäcker gelaufen, und Gerhard stand mit seinen Eltern auf dem Bahnsteig und erwartete die Heldener.

Er war ein stiller, starrköpfiger Junge, der froh war, wenn man ihn in Ruhe lies.

Ganz anders seine Schwestern. Sie hatten etwas Spielendes, Blühendes. Ihre blonden Haare, ihre helle Haut, ihr Gelächter, ihr ewiges Auf und Ab auf Stiegen, Gartenwegen, Terrassen, war wie das Kommen und Gehen der Sonne.

Das war ihrer Mutter Erbteil.

Adeline Brake war vielleicht die schönste, sicherlich die lebenslustigste und verwöhnteste Frau in ihrem ganzen großen Kreise.

Sie hatte mit achtzehn Jahren den etwas steifen, sehr ansehnlichen Gerwin Brake geheiratet.

„Sie hat ein goldenes Stühlchen mitgebracht, – aber sie setzt sich auch drauf“, hieß es.

Und das tat Adeline. –

Bewundert, verzogen, gutherzig, kam sie in die Hände eines streng-gearteten Mannes, den ihre leichte Lustigkeit immer wieder anzog oder irritierte, je nach den Wegen, die gerade seine eigenen Gedanken gingen.

Was ihn zumeist bedrückte und zurückhielt, war der Gedanke, dass er sich vom Gelde seiner Frau sehr wohl sein ließ, und dass er dieses Geldes oft gedacht hatte, als er sich um Adeline bewarb.

Diesen Gedanken wurde er nie los. Er zwang ihn zu tausend Rücksichten, die mit der Zeit zur Gewohnheit wurden.

Adeline Brake wählte eine sandfarbene Prinzessrobe mit einer farbig-gestreiften Schaltunika und eine dazu passende, halbweite, ärmellose Jacke.

Auf ihr schön frisiertes Haar setzte sie einen kleinen, graziösen Hut, gegen dessen seitlich aufgeschlagene Krempe ein Strauß roter Rosen gesteckt war.

Sie nahm einen zierlichen, roten Sonnenschirm mit Elfenbeingriff und wanderte auf die Straße hinaus, in die Richtung zur Promenade hin, die auf den abgeflachten

Wällen angelegt ist und die bunte alte Stadt, wie mit einem dichten, grünen Kranz, umschließt.

Draußen pochte das Neue, Starke: ein jung geeintes Reich.

Man sah ohne Neugier, fast ablehnend, zu. Das waren die Preußen, straff und hastig. In dieser Stadt alter Traditionen lebte eine ruhige, selbstverständliche Wohlhabenheit und Sicherheit, und nur hier und da brach die prickelnd-freie Unterströmung hervor, die flammend geherrscht hatte, als Jan van Leyden der König von Münster war. –

„Ich stamme von einer seiner Frauen ab“, sagte Adeline Brake wohl. „Nicht von der Elisabeth Wandscher, die ihre Kleider und Schmucksachen fortgab und arm und tugendhaft aus der Stadt gehen wollte. Ach, die Arme, es kostete sie den Kopf! Das Leben – denkt nur, das Leben!“ –

Damals gab es in der Altstadt noch tiefgründige Gärten mit Wällen von Grün und dicht-umbuschten Wandelhallen, mit einer Last von Blumen und Obst und Veilchen auf breiten, halb überwucherten Mauerresten. Nachtigallen schlugen in diesen Gärten.

Links fiel das uralte, massive Mauerwerk, das mit mächtigen Strebepfeilern gestützt war, zu einem breiten Wiesengrund hinab, durch den die Aa floss.

Dieses war nun das Paradies aller Brakeschen Kinder, der aus der Hollenbeckerstraße und der Overbergs und auch der Heldener, wenn sie einmal zu Besuch kamen. –

Nein, Maria Overberg hatte recht, ihre Kinder hatten keine rechte Jugend gehabt, solange die alten Brakes noch nicht am Hause an der Stadtmauer wohnten. Und wie sollte der Übermut von Adelines Kindern sich austoben, wenn er in einen so kleinen Ziergarten gesperrt war, wie der am Schlaunschen Hause. Es war gut, dass die alten Brakes dieses große Anwesen gemietet hatten, das

zum dritten Teil Arnold Overberg gehörte, denn es war sein Elternhaus. Ein Bruder von ihm war Pfarrer auf Sankt Mauritz, und seine Schwester war auswärts mit einem Apotheker verheiratet.

Maria Overberg ging träumerisch durch die Georgskommende und weiter zum Krummen Timpen. Ihr blaues Foulardkleid mit den Volants schwang um ihre feinen Glieder.

Sie schien nichts zu sehen.

So wanderte sie durch die gewundene Gasse der Alt Händler, neben obskuren, kleinen Kneipen vorüber, an übelriechenden Höfen vorbei – und sie hob nicht einmal ihr Kleid.

Aus der Kürassierkaserne kamen zwei Offiziere. Der Eine, Große, verabschiedete sich schnell von seinem Kameraden. Er ging zu Maria Overberg hinüber, grüßte, klappte die Hacken zusammen und sagte knarrend: „Gnädigste im Krummen Timpen?“

Maria sah auf und Freude überflog ihr Gesicht. „Ja, es ist eine Abkürzung. Ich komme von meinen Eltern.“

„Gnädigste gestatten?“ Er ging mit ihr weiter.

„Denken Sie nur, Volkmar“, ihr Lächeln wurde warm und berückend, sie sah ganz jung aus, „gerade war ich in Bilstein und sah uns über die Schlossmauer laufen, Sie, Arnulf und mich.“

„Lieb von Ihnen, Ria, sehr lieb.“

Sie nannte ihn bisweilen beim Vornamen. Das gab ihm ein Gefühl von Wehmut und Begehren.

In der Gesellschaft trafen sie sich nie.

Er hatte Maria vor zwei Jahren wiedergesehen. Kurz nachdem ihr jüngstes Kind zur Welt gekommen war. Sie saß im Schlossgarten auf einer Bank, und in dem goldgrünen Licht, das durch das spielende Blattwerk rann, sah sie außerordentlich fein und empfindsam aus. Sie winkte ihm freudig zu, er trat vor sie hin, und so hatten sie mit einem Mal die Grenze überschritten, die der

Kastengeist dieser Stadt ihnen zog. Sie saßen nebeneinander und unterhielten sich.

Nach einer Weile kam die Magd mit fünf kleinen Kindern, und nun schien ihm diese Frau, die nichts von der Kraft und selbstsicheren Heiterkeit einer richtigen Kindermutter hatte, doppelt rührend. Sie erlitt ihr Leben, das fühlte er, trotz der Innigkeit, mit der sie das Jüngste liebte und an ihrer Seite behielt, während sie die Magd mit den andern Kindern fortschickte.

Es fiel ihm ein Lied ein, das seine Mutter gesungen hatte, und er sagte es ihr. Diese Freude und Dankbarkeit in ihren hellen Augen, die, wie er später wahrnahm, so matt, angestrengt und abwesend sein konnten!

Sie hatte ein Buch aus dem Kinderwagen hervorgeholt, einen alten Gedichtband, und mit seinem Bleistift hatte sie den Rand einer Seite mit seinem Liede beschrieben.

„Dort hoch auf dem Berge,
Da wehet der Wind,
Da sitzt Maria und wieget ihr Kind. –
Sie wiegt es mit ihrer schneeweißen Hand
Und braucht dazu kein Wiegenband.
Schlaf ein, schlaf ein,
Lieb Kindelein.“

Seit dieser Zeit war er niemals ganz von ihr frei geworden. Er vergaß sie. Aber wenn er sie sah, fühlte er eine tiefe Zärtlichkeit, die aus seiner Kraft geboren wurde und aus der Erinnerung an das kindliche, in seiner Lauterkeit und seelischen Leidenschaft hinreißende Mädchen, mit dem er jahrelang, alle Ferienwochen hindurch, gespielt hatte.

Begriff denn niemand unter all den Menschen, mit denen Maria lebte, was ihr Not tat? Bei irgendeinem Menschen ausruhen können, ganz sie selbst sein, und das

strahlende, hochstrebende Mädchen wäre wieder zum Vorschein gekommen.

Es klopfte hart an der Tür. „Hajasses!“ rief Hedwig. Ella und Monika kreischten und flogen unter ihre Decken. „Was 's denn los?“ Ein großer Junge mit wuscheligem, rotem Haar kam herein.

„Hä, Jänsken, du met dinen olle Vosskopp!“ sagte Hedwig empört. Wenn sie im Affekt war, fiel sie gern in die plattdeutsche Sprache, die sie von der Straße her und durch das Gesinde kannte. Sie liebte die derben drastischen Ausdrucksformen, und sie war gerader und freier als ihre Geschwister. Der Vater duldet es nicht, dass die Kinder plattdeutsche Ausdrücke gebrauchten. Aber Adeline machte sich nichts daraus. Das würde sich schon verlieren. —

Gerwin Brake saß über seinen Akten, aber er schob sie sofort zur Seite, als Adeline hereinkam. „Nun?“ fragte er freundlich.

„Ich war oben bei den Kindern.“

„Und wer kam mit dir herunter?“

„Hetti und Jan Temming.“

„Temming?“ Das gefiel Brake nicht. „Was ist immer mit diesem Temming?“

„Gott! Gerwin! Er ist doch der beste Freund von Adolf und auch mit Claus befreundet. Weshalb denn nicht?“

Adolf Wiedenhagen war der Sohn ihrer verstorbenen Kusine. „Nun, sein Vater ist Lohgerber.“

„Wiedenhagen geniert das nicht.“

„Ja, i h r habt diese demokratischen Neigungen. Und was sagtest du neulich, was der Junge werden will? So 'n besserer Maurermeister, Bauunternehmer, was?“

Adeline lachte. „Dazu braucht er aber nicht das Abiturium und die Hochschule.“

„Na ja. Es ist doch immerhin ein merkwürdiger Beruf. Irgendein Examen will er sicher nicht machen. Der junge

Temming hat sich so an uns attachiert und auch an Wiedenhagens, und schließlich kann man doch nicht mit den Leuten verkehren, die uns ein Haus bauen, denen man einen Auftrag gibt und so. Das ist doch peinlich. Von dem alten Lohgerber ganz zu schweigen.“

Adeline hörte nicht genau hin. Sie wusste, dass für alle Brakes der Mensch mit dem Juristen anfang – es sei denn, man hatte ein Rittergut –, und das langweilte sie. „Hör’ mal, Gerwin“, sagte sie, „das ist doch komisch von dir. Jänken Temming wird, so wie ich das verstehe, eine Art Künstler. Ich glaube, er will gar nicht ein Haus für uns Bürgerleute bauen. (Das Wort hörte Brake nicht gern.) Er will große, künstlerische Bauten machen. Ich denke, so wie unser Rathaus oder wie die adeligen Höfe und das Schloss. Schlaun, in dessen Hause wir hier wohnen, war ein ganz berühmter Mann.“

„Da haben wir’s ja, Adeline! Schlaun war General der Infanterie. Dass er nebenbei das Schloss baute und die adeligen Höfe, das war ja sehr schön. So was wird Temming aber nie machen. Heutzutage! Ich bitte dich! Baumeister – bloß so Baumeister! Nein, ich weiß nicht, es gefällt mir nicht!“

Gegen das feine, goldige Grün stand Hedwig Brakes Kopf und ihr schlanker, blühender Oberkörper, um den sich ein zu eng gewordenes, helles Frühjahrskleid spannte.

Sie saß auf dem Teil der alten Stadtmauer, der schroff zu dem flachen, im Sonnenschein liegenden, Gemüsegarten an der Aa abfiel. Es kam ihr seltsam vor, und fast ärgerte es sie, dass sie keine Lust verspürte, mit den Kindern in der langen Kette durch die abgetretenen Wege zu laufen. Ihre Hand, die schon alles Tüppische abgestreift hatte und charaktervolle, feste Formen bekam, strich langsam über blühende Veilchen dahin.

Veilchen gab’s hier auf der ganzen Mauer! Hedwig atmete tief und wohlig, legte den Kopf auf die Seite und sah

über den duftenden, violetten Hauch hin und es war ihr doch recht sonderbar ums Herz, eigentlich wehmütig – aber sie dachte dieses Wort nicht einmal – nun sie mit Ursula fort sollte, in die Pension, aus der sie sich beide gar nichts machten.

„Französisch sprechen lernen und sowas daher!“ Sie lächelte ironisch und pflückte gemächlich einige Veilchen.

„Eigentlich schade“, dachte sie und steckte die Blumen in das Knopfloch, an ihre junge, nur in zarten Linien angedeutete Brust.

Sie baumelte mit ihren Beinen. Das Kleid war recht kurz. Sie trug alle alten Sachen auf, weil die Neuen für die Pension geschont werden sollten.

„Krup, Vössken, dör den Tun,
Ick sin swatt und du bis bruhn –“

sang sie leise mit. –

Jan Temming hatte sich das schon eine ganze Weile angesehen. Er war so unsinnig in das große, etwas burshikose Mädchen, das gar nichts davon bemerken wollte, verliebt, dass er es nur noch verbergen konnte, wenn er sich noch viel unbekümmerter und forscher benahm, als es ohnehin seine Art war.

Er fasste sich, strich sein rotes Haar zur Seite, das nun ins Braune spielte und längst nicht mehr so struppig war, pfiß laut und falsch und ging mit nachlässigen Bewegungen auf Hedwig zu.

Er hatte ein frisches, keineswegs hübsches Gesicht, mit einer kurzen, festen Nase, einem kräftigen Munde und klugen, hellen Augen. Sein Körper war sehnig, hochaufgeschossen, noch ein wenig eckig.

„Sieh, die Hede, da sitzt sie und träumt. Du wirst nu auch so 'n recht dusseliger Backfisch“, sagte er und schwang sich neben sie auf die Mauer.

„Wirst ist gut! Ich wachse ja schon raus.“ Sie stemmte die Ellenbogen zur Seite, machte einen runden Rücken und

das enge Kleid krachte. „Der rechte Ärmel in der Naht geplatzt“, sagte sie gelassen.

Jan nahm Hedwigs langen Zopf, der ihr über die Schulter hing, und drehte das letzte, lockige Ende um seine Finger, und Hedwig ließ ihn ruhig gewähren, denn sie war der Meinung, dass es sich immerhin lohnte, ihren Zopf zu besehen.

„Ich reise Montag ab, etwas eher noch als du“, sagte sie, „nach Brüssel.“ Sie hob das immer hervor, weil sie damit die Vorstellung von etwas Großartigem, Schnellem, Goldenem verband. Sie liebte das Aufwärtssteigende und alles, was man noch nicht übersehen kann und deshalb mit etwas Buntem, Glänzendem füllt.

„Du, Brüssel ist fein“, sagte Jan versonnen. „Ich kenne es nur von Bildern – alle die belgischen Städte – aber ich werde sie mal sehen, das ist sicher. Ich brauche das für meinen Beruf.“ In seine Augen kam Wärme und Weite.

„Wir werden ja nur so rumgeführt von den Lehrerinnen“, sagte Hedwig. „Dass du das sehn musst, verstehe ich wohl. Es ist überhaupt was Schönes – Bauen!“ Sie blickte in die Zweige der Obstbäume hinein, um die es flimmerte, wie von Silberstaub. Ihr Gesicht war durchleuchtet von vielen schwellenden Ahnungen.

Jan wusste nicht, was sie so schön machte, aber als er sie ansah, drängte es ihn, ihr mit dem Besten, was in ihm war, ganz nah zu kommen.

„Hede, wenn wir es so recht bedenken, wir wohnen hier auch in einer wundervollen, alten Stadt. Ich kann es dir nicht so sagen, aber was hier um die Häuser hängt, um ihre Giebel und in den krummen Gassen, zumal an den Abenden – und wenn die Türme dann in das Blau hineinwachsen, und man spürt gerade noch ihre herrlichen Formen, ja, das ist – es ist herrlich!“ sagte Jan und warf seinen Kopf zurück. „Und du könntest mir einen großen Gefallen tun, liebe Hede“ – das hatte er nie gesagt – „heute Abend wird's schön, und wir reisen ja nun beide

fort, da könntest du mal mit mir durch die Straßen gehen, und ich zeige dir das, was ich meine, nur – nur damit du es mal so siehst, wie ich.“

„Du bleibst ja zum Abendbrot hier, weil die Ursula aus Helden bei den Großeltern ist – dann könnte ich dich doch abholen. Ich stelle mich auf die Aabrücke, hier auf der Georgskommende und warte.“

„Ja, gut“, sagte sie knapp, „aber dann gehst du wohl eben vorher bei uns hinein und sagst Settchen, sie brauchte nicht zu kommen, du holtest mich ab.“ Sie lächelte und wippte mit dem Oberkörper hin und her: „Öing hat nämlich beschlossen, dass ich abends nicht mehr allein über die Straße gehen kann, und nun muss sich das arme Settchen immer auf den Patt machen. Und mein Vater hat auch so 'ne Idee bekommen. Na, pass mal auf, wenn ich erst erwachsen bin, was das für'n Rummel wird. Sogar Truta, so'n gut Dier, hat schon Raupen im Koppe“ – Hedwig war die einzige im Hause Brake, die, wenn sie sich recht wohl fühlte, in die plattdeutsche Mundart verfiel – „sie kürt schon von Verehrers un Hochtied un so 'nen Kram. Na, da is se ja nun auf de Biesterbahn. Das wird sie schon sehen, wenn ich nach 'm Jahr zurückkomme.“ Hedwig reckte sich und bog ihren Arm in einer strengen Linie über den Kopf.

Jan war es ganz eng geworden. Was, bei Brakes machte man schon Pläne für seine Hede? Das war zuviel. Er hatte nie recht an die Zukunft gedacht, er wusste nur, dass alles in ihm außer Rand und Band geriet, wenn er Hedwig sah. Ach Gott, er brauchte ja nur an sie zu denken! Jetzt musste er irgendetwas sagen, irgend etwas, woran sie merkte, dass er doch auch noch da sei. Immer. „Mariokopp, wat für 'n Unsinn,“ sagte er. „So 'ne olle Kürdose! Das glaubst du doch nicht, Hede, dass irgend so 'n fremder hergelaufener Labbeck was für dich wäre, jetzt nich und später nich. Du bist doch 'n ordentlich münstersch Kind und hast keine Fladusen im Kopf. Du